

Wenn die Bilder des Grauens nicht verblassen

Die Feuerwehr Stein ist in eine Studie über psychische Belastungen ehrenamtlicher Einsatzkräfte eingebunden



Sache 74: Das ist der Code für den Tod. Ein nüchternes Kürzel im Funkverkehr, das allen Beteiligten hilft, Distanz zu halten zur brutalen Realität. Im Einsatz vor Ort kann jedem Feuerwehrmann ein Bild des Grauens begegnen, das ihn nicht mehr loslässt. Wie ehrenamtliche Einsatzkräfte mit solchen Extremsituationen

umgehen und wie ihnen geholfen werden kann,

wenn sie mit dieser Belastung nicht mehr fertig werden, untersucht eine Studie der Ludwig-Maximilians-Universität München im Auftrag des Bundes. Die Freiwillige Feuerwehr Stein ist in das Forschungsprojekt eingebunden.

STEIN - Kommandant Erwin Kohlbeck ist kein Psycho-Fan, wie er sagt. Doch er weiß die Teilnahme an der Studie «Prävention im Einsatzwesen» zu schätzen. Weil seine Truppe über die Jahre, während der die Münchner Forscher immer wieder Fragebögen schickten, gelernt hat, über das zu reden, was die Männer früher totschwiegen: Über die eigene Betroffenheit, etwa wenn beim First-Responder-Einsatz ein naher Angehöriger wiederzubeleben war, wenn ein Kind unter die Räder gekommen war oder wenn beim Einsatz irgendetwas nicht rund lief. Derlei vergisst keiner. Doch wenn die Schreckens-Szenarien selbst nach Wochen nicht verblassen, sondern zu quälenden Erinnerungen werden, können sie krank machen.

Dieses Leiden hat einen Namen: Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS). Die Symptome: Stimmungsschwankungen, Zittern, Herzklopfen, Antriebslosigkeit, immer wiederkehrende Bilder oder Gerüche. Der Körper läuft permanent auf Hochtouren mit der Folge, dass der Betroffene nicht mehr zur Ruhe kommt. «Das kostet viel Energie und Lebensqualität», erklärt Dr. Marion Krüsmann, eine der Projektverantwortlichen.

Ihre Studie kam zu dem Ergebnis, dass 2,35 Prozent der 384 000 Feuerwehrmänner in Bayern und Brandenburg an PTBS leiden - und das im Schnitt bereits seit sechs Jahren. In Zahlen sind das 9024 Menschen, und jeder Einzelne von ihnen ist einer zu viel, findet Krüsmann. «Schließlich leiden diese Menschen an den Folgen ihres Ehrenamtes, und PTBS ist kein Husten.» Allerdings sei es relativ gut zu behandeln. Oft erfordere es nicht mehr als zehn Termine, bis mit den Betroffenen Strategien entwickelt sind, um das Trauma zu verarbeiten.

Hilfestellung dazu bieten im Fürther Raum drei Feuerwehr-Seelsorger mit psychologischer Zusatzausbildung, die nach Extrem-Ereignissen Nachbesprechung im Team anbieten. Diese Runde schaffe Platz, um die eigene Betroffenheit und Hilflosigkeit zu thematisieren, erklärt der Seukendorfer Pfarrer Matthias Stieglitz. «Bis die Leute zugeben, dass sie etwas tief getroffen hat, kann's zwar etwas dauern», so Stieglitz. Aber zusehends setze sich generell die Erkenntnis durch, dass es viel helfen kann, die Kameraden als vertraute Truppe zu erleben.

Krüsmann reist derweil durchs Land, um die Feuerwehrmänner persönlich

für eine abschließende Erhebung zu motivieren und ihnen zu erklären, warum es für das Team von der Uni so wichtig ist, Antworten auf die seitenlangen Fragebögen zu persönlichen Umständen oder Befindlichkeit zu erhalten: «Damit wir nachweisen können, was ihnen hilft.»

Ziel der Studie ist, Konzepte für präventive Schulungen einerseits und bessere Hilfestellungen nach belastenden Situationen andererseits zu entwickeln. Ein erstes Ergebnis ist eine Schulungs-CD, die bereits bei den Wehren im Einsatz ist. Und in der Feuerweherschule in Geretsried, einer von dreien in Bayern, gibt es mittlerweile einen Ausbilder für «Peers» - Beratungskollegen, die Strategien zur Bewältigung traumatischer Erlebnisse in die einzelnen Wehren tragen.